

6. / 1. 1915

Wiener Brief.

Ende Dezember 1914.

Es war eine ernste Weihnacht, die wir feierten, eine Kriegs-Weihnacht. Wir begingen das Fest im innigsten Gedenken derer, die nicht in unserer Mitte weilten, und vielleicht waren sie uns nie so nahe, wie diesmal. Nur wer ein paar Söhne im Felde hat, wird dies verstehen. So manche Ab-

lenkung vom Vaterhaus machte sich selbst an diesem Tage oft fühlbar bei den jungen Herren, man wäre lieber auch da und dort gewesen, diesmal aber gehörten uns ihre Gedanken ganz und gar, die Kindheits Erinnerungen übermannten jeden, der draußen im Feindesland stand. Nie wurden herzlichere, innigere Briefe von Söhnen unter dem Christbaum gefunden als in dieser Kriegs-Weihnacht. Ein inneres Erlebnis wurde Ihnen dieses Fest in der rauhen Fremde; so manchen, der nie etwas schwer nahm, hat es erschüttert. Und die Kinder daheim? Auch ihnen wird es unvergänglich bleiben, das Christfest, an dem der Vater fehlte. Und warum fehlte er? Er war für den Frieden seiner Lieben in den Krieg gezogen, er stand draußen in Gefahren und Not, damit sie daheim alles so haben konnten wie sonst. Er wehrte dem Feind, bis zu seinem eigenen Herd vorzudringen. Sie haben mit hellen Augen aufgehört die Kleinen, als man ihnen das sagte, und sie werden es nicht vergessen. Sie wissen, daß ihnen dereinst vielleicht die gleiche Aufgabe zufällt und sind schon heute stolz darauf.

Trotz aller Wechselfälle des Krieges, an die uns namentlich die Ereignisse auf dem südlichen Schauplatz erinnern, ist die Stimmung in Wien die beste. Man hätte den Tagen vor Weihnachten, die so lebhaft und bewegt waren wie nur je, überhaupt nicht angemerkt, daß wir im Kriege stehen, wenn man jetzt nicht so ungewöhnlich viele Soldaten im Stadtbild zu sehen bekäme. Leichtverwundete, Wiedergenesene und Frischlinge aller Art, die noch auf den Abschluß ihrer Ausbildung warten, um ebenfalls zur Armee abzugehen, beleben überall das Gesellschaftsbild in der großen Stadt. Alle Theater machen sich eine Ehre daraus, sie als ihre Gäste zu begrüßen, in Konzerten und Varietés sieht man sie, und da manche von ihren Freunden auch verleiht wurden, das Leben in unseren Nacht-Cafés mitzumachen, schritt der Wiener Polizei-Präsident ein und kürzte alle Nachtlizenzen. Um zwei Uhr ist Schluß. Ganz abgesehen davon, daß die Wiedergenesung so vieler Krieger nicht gefördert wird durch eine leichte Ausnützung des kurzen Urlaubs, ist es der Hauptstadt auch nicht sehr würdig, wenn sie vergißt, daß draußen ein grausamer Weltkrieg tobt. Es kann nicht schaden, wenn selbst jene Leute daran erinnert werden, die sich so ganz allen Pflichten gegen die Gesamtheit entziehen, und solche gibt es in jeder Großstadt. Sie gedeihen unter den lockeren Nachtvögeln ebenso wie unter den Erzyphilistern, die sich in ihren vier Wänden verkriechen und tun, als ob sie nicht vorhanden wären. Man trifft die einen, indem man ihnen ihr Vergnügen kürzt, und die anderen, indem man ihnen ein Kriegsbrot vorschreibt, wie es jetzt bei uns gegessen wird. Etwas spät ist bei uns der unsinnigen Verschwendung Einhalt getan worden, die gewohnheitsmäßig mit Luxusgebäuden getrieben wurde. Erst als die Mehlpreise sich verdoppelt hatten, gingen so manchen die Augen auf. Auch die Regierung schritt zu spät ein und da sie in einer Kundmachung des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner über die Höchstpreise eine Spitze gegen sich gerichtet fühlte, ließ sie diese Kundmachung mit Beschlag belegen und ihre Weiterverbreitung verbieten. Der seltene Vorfall wurde viel besprochen in den letzten Tagen, und es waren alle zustimmenden Gefühle auf Seiten des Bürgermeisters. Ungenügend versorgt fühlen wir uns mit Kohlen. Man behauptet zwar, daß kein Mangel an solchen wäre, aber was man uns zum Höchstpreise verkauft, ist alles, nur nicht die preisliche Glanz- und Steinkohle, die wir sonst erhielten.

Draußen ist Krieg. Damit hilft man sich über alles hinweg, selbst über mangelhaft geheizte Stuben.

Mit dem wärmsten Anteil verfolgen wir in Wien selbst die kleinsten Kriegseignisse im Westen; wir stehen im Geiste hinter jedem Schützengraben in den Argonnen und in Flandern; mit dramatischer Spannung aber hält uns der Krieg im Osten in Atem, wo wir Seite an Seite mit den deutschen Brüdern kämpfen, wo der und jener von uns sogar einen Sohn bei Hindenburg stehen hat. Das Vertrauen in unseren Höhenort ist heute so groß wie am ersten Tage, aber das Vertrauen in das Genie Hindenburgs ist unbegrenzt. Auf diesem östlichen Kriegsschauplatz erleben wir das Wunder der Persönlichkeit. Die suggestive Kraft, die von einem einzelnen Manne ausgeht, wirkt auf Millionen, und wir verstehen heute wieder, was Wallenstein, Prinz Eugen und Friedrich der Große ihren Armeen gewesen sein mögen.

Als unsern eigentlichen Krieg empfinden wir den serbischen. Dort, im Lande der berufsmäßigen Königsmörder, dort ist ja der unterirdische Feuerherd zu suchen, der uns immer wieder das Haus anzünden wollte, und ihn müssen wir zertreten, wenn diese Monarchie je zum Frieden gelangen soll. Daß der große Schutzherr der Serben so rasch auf dem Plan erschien mit seiner ganzen Macht, daß uns nicht die Zeit blieb, das Otternest in Belgrad auszunehmen, das gehört zu den unerwünschtesten Ereignissen dieses Krieges. Zweimal sind

wir in Serbien eingedrungen, und beidemal mußten wir die eroberten Punkte wieder aufgeben. Daß wir auch Belgrad wieder räumten, das hat in Wien arg verstimmt, die Siege in Polen und in den Karpathen konnten uns darüber nicht trösten. Um das Vertrauen zu heben, ist jetzt ein Wechsel im Oberbefehl auf dem südlichen Kriegsschauplatz vorgenommen worden, der nicht ohne Bedeutung ist. Bisher lag dieser Oberbefehl in den Händen des Statthalters von Bosnien, des Feldzeugmeisters Potiorek. Daß man jetzt nicht bloß die Person dieses hohen Militärs auswechselte, sondern auch beide Würden trennte, dem Lande einen neuen militärischen Statthalter und der Südmarmee einen neuen Oberbefehlshaber gab, und diesem einen neuen Generalstabschef, das ist das Interessante an dem Wechsel. Es wurde gründlich gebrochen mit dem bisherigen Verfahren, und es stehen drei neue Männer dort im Vordergrund, der Oberbefehlshaber aber ist Erzherzog Eugen. Ihm sagte man von jeher unter allen Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses den stärksten militärischen Ehrgeiz nach. Er war lange der Kommandierende in Tirol, zog sich aber vor zwei Jahren aus Gesundheitsrücksichten zurück. Erzherzog Eugen ist einer der größten, wenn nicht der größte Mann in Oesterreich; wo immer er erscheint, überragt er seine Umgebung um Haupteslänge. Von germanischem Typus in Gestalt und Kopfbildung, ist er rabenschwarz und hat eine blendend weiße Haut. Noch nicht zweiundfünfzig Jahre alt, steht er auf der Höhe des Lebens und er soll auch wieder Herr seiner Gesundheit sein. Er ist der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, als solcher zur Ehelosigkeit verpflichtet, und Verwalter eines unermeßlichen Vermögens, das wie ein Lehen mit der Hochmeisterwürde von einem Geschlecht auf das andere übergeht. Man hat es erwartet, daß er in diesem Kriege noch eine Rolle spielen würde, und ist mit seiner Ernennung sehr zufrieden. In dieser Ernennung erblickt man den festen Entschluß, in Serbien endlich ganze Arbeit zu machen; es wird angenommen, daß Erzherzog Eugen sich zu einer halben Sache nimmermehr bereit gefunden hätte.

Unser öffentliches Leben steht nach wie vor im Banne des Krieges, alles dreht sich um ihn und fühlt sich von ihm abhängig. Daß unsere Kriegsanleihe die dritte Milliarde beträchtlich überschritt, mag als Gradmesser unser ferneren wirtschaftlichen Bereitschaft dienen. Sie ist überraschend. Alle Unglücksräben fühlen sich wie auf den Mund geschlagen, die Volkswirtschaftslehrer sind ad absurdum geführt. Denn es stockt nichts und steht nichts still, alle Mühlen mahlen weiter. In unserm Theaterleben hat sich bisher ein einziges Ereignis von Belang vollzogen, das Burgtheater brachte von Kleists „Hermannschlacht“ die erste Aufführung. Im Frühling 1809 schickte Heinrich v. Kleist seine Handschrift nach Wien und erklärte, daß er keinerlei Bedingungen an die Aufführung knüpfte, daß er das Stück den Deutschen schenke. Aber das Burgtheater rührte sich nicht, es wollte nicht der Träger dieses gefährlichen Geschenkes sein, auch nach Aspern nicht. Und selbst im Kongresswinter von 1814/15 nicht. Jetzt, zur stillen Jahrhundertfeier des Wiener Kongresses, kam die „Hermannschlacht“ endlich zu ihrem Rechte auch im Burgtheater. Und sie hat unser Publikum selbst heute etwas rauh angemutet. Aber das Geschlecht, das während dieses Krieges zur Reife gelangt, das wird hineinwachsen in die Gedankenwelt des Dichters, der die Deutschen lehrt, einig zu sein und seine Feinde von ganzem Herzen zu hassen.

A. M., G.